



GÜNTER WIERICHS

Das kritische

**FINANZ  
LEXIKON**

WESTEND

*Günter Wierichs*, geboren 1955, studierte nach einer Ausbildung zum Bankkaufmann Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Er arbeitet als Lehrer an einem Berufskolleg und als Fachleiter in der Ausbildung von Studienreferendaren. Er ist Coautor verschiedener Lehrbücher und Fachlexika und war Mitherausgeber einer Monatszeitschrift für angehende Bankkaufleute.

**Günter Wierichs**

# **DAS KRITISCHE FINANZLEXIKON**

**WESTEND**

Mehr über unsere Autoren und Bücher:  
[www.westendverlag.de](http://www.westendverlag.de)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



ISBN 978-3-86489-026-0  
© Westend Verlag GmbH, Frankfurt/Main 2013  
Umschlaggestaltung: Christina Hucke, Frankfurt/Main  
Satz: Publikations Atelier, Dreieich  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany

Indem man das Geld zur einzigen oder beinah einzigen Triebfeder aller Handlungen, zum einzigen oder beinah einzigen Maßstab aller Dinge machte, hat man das Gift der Ungleichheit allenthalben verbreitet.

*Simone Weil*



# Inhalt

<b>Vorwort</b>		9
<b>A</b>	Eine abartige Entwicklung und ihre Folgen	14
<b>B</b>	Banken und die Folgen ihrer Geschäftspolitik	33
<b>C</b>	Im Dickicht der virtuellen Finanzwelt	48
<b>D</b>	Wie die Politik half	61
<b>E</b>	Ackermann und Co.	74
<b>F</b>	Kaffeesatzleser und Leichtgläubige	97
<b>G</b>	Geld hat keine Substanz	114
<b>H</b>	Finanz-Coiffeure und weitere Sonderlinge	131
<b>I</b>	Im Dienste des Kapitals	151
<b>J</b>	Lottoannahmestelle mit Steuervergünstigung	166
<b>K</b>	Achtung: Innovation!	178
<b>L</b>	Coole und Gauner oder coole Gauner?	190

<b>M</b>	Von Marktplätzen und Märkten	208
<b>N</b>	So nah und doch so fern	220
<b>O</b>	Im Grenzbereich	235
<b>P</b>	Change	247
<b>Q</b>	Geld und Güter	261
<b>R</b>	Hoch lebe die Finanzindustrie!	270
<b>S</b>	Magiere unter sich	290
<b>T</b>	Spekulieren auf Pump	310
<b>U</b>	Nebelkerzen zünden und absahnen	320
<b>V</b>	Fast alles geht – sofern sich nichts ändert	330
<b>W</b>	Von Wellen und Werten	342
<b>X/Y</b>	x-tra cool	351
<b>Z</b>	Die Krone der Schöpfung	361
<b>Anmerkungen</b>		377
<b>Stichwortverzeichnis</b>		379



# Vorwort

Um den Wahnsinn nachzuvollziehen, der sich in unserer Finanzwelt abspielt, benötigt man lediglich einige Zahlen und rudimentäre Kenntnisse im Prozentrechnen.

Der Wert der globalen Produktion an Gütern und Dienstleistungen (Welt-Bruttoinlandsprodukt) beträgt zurzeit jährlich etwa 70 Billionen US-Dollar. Gleichzeitig vereinigen Banken, Versicherungen, Kapitalanlagegesellschaften, Pensionsfonds, Hedgefonds und finanzielle Zweckgesellschaften Vermögenswerte im Umfang von etwa 200 Billionen US-Dollar auf sich. Würde das globale Bruttoinlandsprodukt auch im nächsten Jahr um 3,7 Prozent (dem bisherigen langfristigen Durchschnitt entsprechend) wachsen, ergäbe sich ein Steigerungsbetrag von 2,6 Billionen Dollar. Auf das Welt-Finanzvermögen bezogen, würde diese Zunahme jedoch lediglich ein Wachstum von 1,3 Prozent bedeuten – viel zu wenig für renditehungrige Kapitalanleger. Wären diese wiederum bereit und willens, sich mit einer der realwirtschaftlichen Wachstumsrate von 3,7 Prozent entsprechenden Rendite zufriedenzugeben, müsste das globale Vermögen um 7,4 Billionen Dollar steigen. Woher soll aber die Differenz von 4,8 Billionen kommen? Aus dem realwirtschaftlichen Erstellungsprozess heraus wären nur 2,6 Billionen zu verteilen, und von dieser Summe würde lediglich ein Teil in die Hände von Kapitalanlegern gelangen. Dies alles lässt nur einen Schluss zu: Die im finanziellen Sektor entstehenden Vermögenszuwächse sind überwiegend virtueller Natur: Sie erheben den Anspruch ei-

ner realwirtschaftlichen Fundierung, können diesen indes nicht einlösen.

Wer auf seinem Depotauszug eine Rendite von 4 oder 5 Prozent bescheinigt bekommt, muss sich also darüber im Klaren sein, dass es sich hierbei um eine künstliche Wertsteigerung handelt – auch wenn das angelegte Geld laut Rechenschaftsbericht der Anlagegesellschaft in »wachstumsstarke Unternehmen« oder »zukunftsorientierte Märkte« oder gar in Sachwerte wie Gold oder Immobilien investiert wurde. Und: ein virtuell aufgeblähtes Vermögens-Plus kann aber ebenso schnell weg sein, wie es entstand. Die 4- oder 5-prozentige Rendite von gestern wird morgen zum »negativen Wachstum«. Besonders ausgeprägt ist dieses Auf und Ab bei den sogenannten innovativen Produkten. Derjenige, der sein Geld zum Beispiel in ein »pfiffiges« Zertifikat steckt, muss wissen, dass er damit eine Wette in Bezug auf Verzinsung und Rückzahlung seines Anlagebetrages abgeschlossen hat, deren Ausgang völlig offen ist. Kapitalzuwächse können auf einen Schlag weg sein, und auch die Rückzahlung des eingesetzten Kapitals steht infrage. Beide Effekte werden durch die neuerdings in immer kürzerer Folge auftretenden monetären Krisen nachdrücklich unter Beweis gestellt.

Dennoch ist es der Finanzindustrie bislang erstaunlicherweise gelungen, die globalen Vermögenswerte kontinuierlich zu vermehren. Möglich wurde dies, weil eine gigantische Spekulationsmaschinerie angeworfen wurde, die allen Krisen und Unkenrufen zum Trotz immer noch mit Hochdruck läuft und die bislang zwar Umverteilungen bei Vermögenspositionen einzelner Beteiligter bewirkt, aber unterm Strich den gigantischen, weitgehend nicht realwirtschaftlich fundierten Geldvermögensberg von inzwischen 200 Billionen Dollar produziert hat. Im Zuge dieser Entwicklung wurden Kapitalmärkte zu Wettbüros und Banken zu Spielbanken. Der Prozess fortschreitender »financialisation«, jene Dominanz von Einkünften aus Finanztransaktionen gegenüber Einkommen, die aus

realwirtschaftlichem Agieren heraus entstehen, wäre indes niemals so erfolgreich verlaufen, hätte die Politik der Branche nicht so kräftig unter die Arme gegriffen. Hilfreich waren insbesondere die Gewährung von Steuervorteilen für Kapitaleinkünfte, eine systematische Deregulierung des Finanzsektors sowie eine primär an den Bedürfnissen von Unternehmen und Besserverdienenden ausgerichtete Wirtschafts- und Sozialpolitik. Diese Maßnahmen gehören zum Standardprogramm eines vor etwa 30 Jahren aufgekommenen neoliberalen Denkens, welches bis zum heutigen Zeitpunkt das Handeln nahezu aller politischen Entscheidungsträger bestimmt.

Politik, Realökonomie und Finanzökonomie stehen in einer engen wechselseitigen Beziehung zueinander. Einerseits wirken die im modernen Bankwesen anzutreffenden Fehlsteuerungen in unsere gesamten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse hinein; andererseits sorgt eine neoliberale gefärbte Politik für ein schnelleres Wachstum des privat verfügbaren Finanzvermögens (bei gleichzeitiger öffentlicher Verarmung aufgrund sinkender Staatseinnahmen und steigender Staatsverschuldung) und damit für eine Verstärkung der Rendite- und Spekulationsfixierung des Bankensektors und seiner anspruchsvollen Klientel. Man kann es auch so ausdrücken: Staat und Finanzbranche arbeiten bei der Umverteilung von unten nach oben Hand in Hand – und dies mit großem Erfolg.

*Das kritische Finanzlexikon* verdeutlicht diese Zusammenhänge. Die plastischen und realitätsnahen Beschreibungen des Lexikons sind darüber hinaus eine Hilfestellung für das Verständnis der in herkömmlichen Nachschlagewerken meist langweilig und abstrakt daherkommenden Begrifflichkeiten und Phänomene aus der Finanzwelt. Und zu guter Letzt bietet das Studium der Mechanismen, Gepflogenheiten und Rituale des Bankensektors eine Gelegenheit zum Nachdenken über unser Dogma des quantitativen Wachstums als Basis wirtschaftlichen Handelns, denn nichts verdeutlicht die Fragwür-

digkeit dieses Dogmas so nachhaltig wie die ungebremste Wirkung der Kapitalvermehrung durch Zinsen und Zinseszinsen.

## **Monetäre Krisen seit 1997**

### **1997 Asienkrise**

Mitte der 1990er Jahre gilt Asien als das Wachstumszentrum der Welt. Immer mehr Immobilien und Wertpapiere werden auf Kreditbasis erworben. Das Kreditvolumen wächst erheblich stärker als die Realwirtschaft; unangemessene Preissteigerungen auf den Immobilien- und Aktienmärkten sind die Folge. Als das Ausmaß des »Wachstums auf Pump« deutlich wird, rutscht die gesamte Region in eine schwere Rezession.

### **2000 Dotcom-Krise**

Internationaler Run auf Unternehmen der New Economy. Jede Klitsche, die etwas »mit Computern« oder »mit Internet« macht, wird hochgejubelt. Die Blase platzt, und diesmal verlieren auch viele Kleinanleger ihr Geld, denen man zuvor den Reiz des Aktienbesitzes schmackhaft gemacht hat. Das Krisenrezept: Zinssenkungen und vermehrte Geldschöpfung durch die Zentralbanken: Billiges Geld soll die Wirtschaft schnell wieder ankurbeln. Diese Strategie wird nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 noch intensiver verfolgt.

### **2007 Finanzkrise I (Subprimekrise)**

Einbruch des US-Häusermarktes. Zuvor waren die jenseits vernünftiger Bankregeln vergebenen Immobilienfinanzierungen an unbedarfte Häuserkäufer höchst geschickt verbrieft und blauäugigen Investoren als erstklassige Finanzware angeboten worden. Viele Banken geraten ins Trudeln, Kreditinstitute vertrauen einander nicht mehr. Später geht die Investmentbank Lehman Brothers Inc. in die Insolvenz. Die bis dahin noch als »Bankenkrise« wahrgenommene Katastrophe wird

zur allgemeinen Wirtschafts- und Finanzkrise, die auf den realwirtschaftlichen Bereich überspringt.

### **2010 Euro- und sogenannte Staatsschuldenkrise**

Folge der Finanzkrise 2007. Nicht nur die US-Regierung hatte mit Milliardensummen den Bankensektor gestützt, um eine Geldpanik in der Bevölkerung zu vermeiden. Auch europäische Länder mussten hohe Summen zur Rettung des Bankensektors und zur Finanzierung von Konjunkturprogrammen aufbringen. Dennoch erlahmt die wirtschaftliche Dynamik – vor allem in den südeuropäischen Ländern. Das Vertrauen der Finanzwelt in diese Länder und damit auch in die Stabilität des Euro schwindet rapide. Man glaubt, dass diese Länder (und damit auch die Eurowährungszone als Gesamtheit) in der nächsten Zeit kaum noch in der Lage sein werden, für ein angemessenes Wirtschaftswachstum zu sorgen. Die Zinsen für Staatsanleihen im Euroraum driften auseinander, bestehende Anleihen zuvor vermeintlich erstklassiger Schuldner stürzen ab. Griechenland ist das erste Opfer; ein europäischer Rettungsschirm muss her.

### **2011/2012 Finanzkrise II und Fortsetzung der sogenannten Euro- und Staatsschuldenkrise**

Das Misstrauen hält erneut Einzug in die Chefetagen der Banken. Kreditinstitute parken ihre flüssigen Mittel lieber gering verzinslich bei der Europäischen Zentralbank, statt sie an befreundete Banken zu verleihen. Man weiß ja nie, wie viele giftige Papiere der Handelspartner in seinem Bestand hat. Die Europäische Zentralbank versorgt unterdessen das gesamte Bankensystem nach dem Gießkannenprinzip mit Liquidität zum Vorzugspreis. Weitere vermeintlich wachstumsschwache Euroländer wie Spanien und Italien geraten ins Visier der Finanzmarktakteure.

Ende offen ...

# A

## *Eine abartige Entwicklung und ihre Folgen*

So komisch es klingen mag: Es gibt zu viel Geld. Denn bei unserem volkswirtschaftlichen Finanzvermögen liegt eine **abartige Entwicklung** vor. Das viele Geld muss irgendwie untergebracht werden, daher gibt es auch eine so breite Palette an schrägen Produkten wie **ABCP**, **ABS** oder **Aktienanleihen**. Als besonders problematisch können sich **außerbilanzielle Geschäfte** erweisen.

## **Abartige Entwicklung (oder: die Emanzipation des Geldes)**

Ein Wanderer kommt in ein Dorf und schaut sich im Gasthaus »Zum Löwen« ein Zimmer an. Den Übernachtungspreis in Höhe von 100 Euro für zwei Nächte (inklusive Frühstück) händigt er sofort dem Wirt aus, vereinbart mit diesem jedoch ein Rücktrittsrecht: Er, der Wanderer, wolle sich noch im Nachbarort umsehen – gefalle es ihm dort besser, werde er in der anderen Gemeinde ein Zimmer suchen.

Nachdem der Wanderer sich wieder auf den Weg gemacht hat, rennt der Wirt zu seinem Getränkeliieferanten und begleicht dort seine letzte Rechnung. Der Getränkeliieferant seinerseits hat noch Schulden beim Dorfmetzger, und dieser kann sich jetzt an dem 100-Euro-Schein erfreuen. Leider muss auch er den Schein weitergeben, denn er hat noch eine Verbindlichkeit beim Wiesenbauern zu begleichen. Auch der Wiesenbauer ist jetzt glücklich, kann er doch endlich seinen umfangreichen Bierdeckel beim »Löwen« auslösen.

Am frühen Nachmittag liegt der 100-Euro-Schein also wieder auf dem Tresen des Gasthauses »Zum Löwen«. Der Wanderer kommt zurück. Es tue ihm sehr leid, sagt er, aber im Nachbarort gefalle es ihm besser. Wenn der Wirt bitte so freundlich sei, ihm die 100 Euro wieder auszuhändigen ...

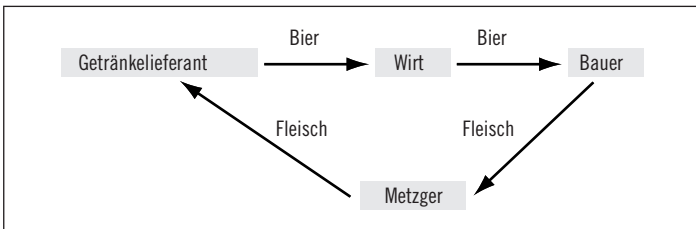
Der Wirt hat damit kein Problem, ebenso wie die anderen Dorfbewohner. Als der Wanderer den Ort verlässt, feixen alle hinter ihm her, denn das ganze Dorf ist jetzt schuldenfrei.

So ähnlich beschrieb der Philosoph Peter Sloterdijk vor einigen Jahren eine »kleine monetäre Idylle«, die im Idealfall auch als Erfolgsmuster für Eurokrisen-Rettungspakete infrage kommen könnte. Oder auch nicht.

Geld hat nach klassischer volkswirtschaftlicher Lehrmeinung im Prinzip drei Funktionen:

- Es ist Tauschmittel.
- Darüber hinaus fungiert es als allgemeine Recheneinheit.
- Drittens dient es als Wertaufbewahrungsmittel, ist also eine Art »Vermögensspeicher«.

In unserem Beispiel kommt das Geld erst im Nachhinein ins Spiel. Vorher fanden Transaktionen in Form eines Naturaltauschs statt:



Bier und Fleisch wurden jeweils über zwei Stufen getauscht. Unterstellen wir, dass die Initialzündung vom Getränkelieferanten ausgeht. Das Bier landet im Magen des Bauern; der hat im Gegenzug Fleisch anzubieten, das letztendlich im Verdauungstrakt des Getränkelieferanten, also des Urhebers der Wertekette landet. Alles ist ausgeglichen. Das Geld war also nicht nötig. Daher kann der Wanderer es am Ende der Geschichte auch folgenlos wieder mitnehmen.

Unterziehen wir nun einmal die drei Geldfunktionen einer näheren Betrachtung:

- Tauschmittel: Im Prinzip hätten die Beteiligten ihre Transaktionen von Beginn an mit Geld abwickeln können. Der Wirt hätte dem Getränkehändler, der Bauer dem Wirt, der Metzger dem Bauern und der Getränkelieferant dem Metzger 100 Euro in die Hand drücken können. Dann wäre ein 100-Euro-Schein jeweils weitergereicht beziehungsweise durch einen anderen ersetzt worden.
- Recheneinheit: Diese Funktion hatten die Beteiligten mit ziemlicher Sicherheit im Hinterkopf, denn es ist zu vermu-



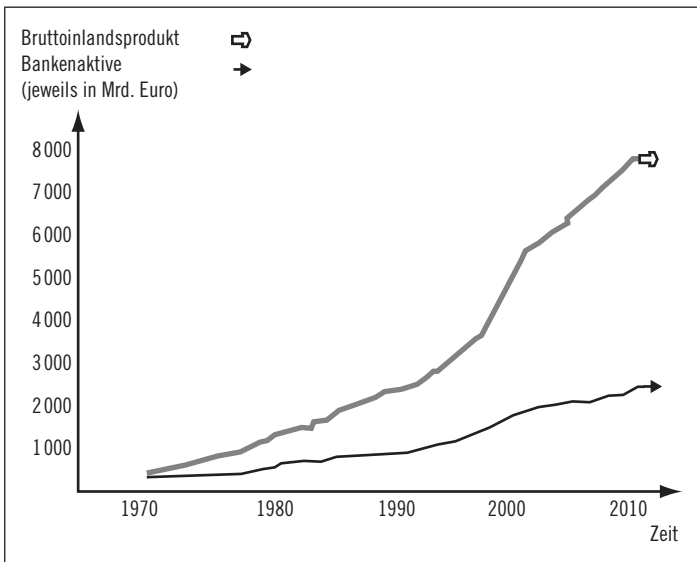
ten, dass die jeweiligen Bier- und Fleischportionen einem Gegenwert von 100 Euro entsprachen. (Ob dieser Preis »objektiv« ist, sei dahingestellt.)

- Wertaufbewahrungsmittel: Diese Funktion liegt in unserem Fall nicht vor. Sie wäre gegeben, wenn der Wanderer beispielsweise dem Bauern einen bestimmten Eurobetrag als Darlehen für eine gewisse Zeit überließe, damit dieser bei der nächsten Viehauktion eine trüchtige Sau ersteigert. Durch dieses Geld wäre der Bauer in der Lage, seine Fleischproduktion anzukurbeln; falls er die zusätzlichen Schinken den Dorfbewohnern auch wirklich schmackhaft machen und marktwirksam umsetzen würde, steigerte er Umsatz und Gewinn, so dass er dann nach Ablauf der Darlehensfrist die überlassene Geldsumme inklusive Zinsen wieder zurückzahlen und noch einen Zusatzgewinn einbehalten könnte.

Bei den Funktionen Tauschmittel und Recheneinheit stehen Geld und Güter in einem unmittelbaren Zusammenhang. Bei der Funktion als Wertaufbewahrungsmittel wird eine Mittelsperson eingeschaltet. In unserem Fall könnte dies der Wanderer sein, in einer Volkswirtschaft wird dieses ehrenvolle Amt durch Banken übernommen. Aber auch hier wird ja in der Folge ein konkretes Gut gekauft – die trüchtige Sau. (Tiere sind übrigens rechtlich gesehen keine Sachen, da für sie besondere Vorschriften, zum Beispiel Tierschutzgesetze, gelten. Im Rechtsverkehr werden sie grundsätzlich jedoch den Sachen gleichgestellt, daher kann man an dieser Stelle die arme Sau als »Gut« bezeichnen.)

In der Wertaufbewahrungsfunktion des Geldes wird der einfache Konsumkreislauf, der sich in unserem Beispiel aus dem Handeln der Wirtschaftssubjekte Getränke­lieferant, Bauer, Metzger und Wirt ergibt, durch die Elemente Sparen und Investieren ergänzt. Gelder, die momentan nicht für Konsumzwecke benötigt werden, können an investitions­willige

Personen oder Unternehmen weitergereicht werden. Diese Gelder tauchen als Finanzvermögen in den Bilanzen der Kreditinstitute auf, die beim Spar-Investitions-Vorgang eine Vermittlerrolle einnehmen. Werden nun, wie in unserem Beispiel, Finanzvermögen realwirtschaftlich verwendet (Kauf der trächtigen Sau), müssten sie sich eigentlich weitgehend gleichförmig zu ihrem realwirtschaftlichem Gegenpol, dem Bruttoinlandsprodukt ( $\rightarrow$  BIP) entwickeln. Dies ist jedoch bei weitem nicht der Fall, wie die folgende Übersicht zeigt (Entwicklung von Bruttoinlandsprodukt und Bankenaktiva in Deutschland seit 1970):



Man kann gegen eine solche Darstellung mit einer gewissen Berechtigung einwenden, dass hier quasi Äpfel mit Birnen verglichen werden. Denn beim Bruttoinlandsprodukt handelt es sich um eine Stromgröße, die jedes Jahr neu entsteht. Das Finanzvermögen hingegen ist eine Bestandsgröße; es gibt einen

jährlichen Ausgangswert, und dieser steigt durch Zinsgutschriften, Dividendenzahlungen und Spekulationsgewinne regelmäßig an. Im Folgejahr geht es auf dem erhöhten Niveau wieder los. Dennoch macht ein Vergleich der Entwicklung von Bruttoinlandsprodukt und Finanzvermögen Sinn, wenn man auf die Wachstumsraten beider Größen abstellt. Aus der obigen Darstellung wird deutlich, dass das deutsche Bruttoinlandsprodukt von 1970 bis 2010 nominal, das heißt zu jeweils aktuellen Preisen bewertet, um mehr als das Sechsfache anstieg. Eine ganz schlappe Entwicklung, wenn man die Finanzvermögen (hier ausgedrückt in Form der →*Bankenaktiva*) betrachtet – diese vermehrten sich um den Faktor 23. Und hier wird die Fehlsteuerung deutlich: Die Vertreter der Finanzbranche reden uns nämlich ein, dass man über Geldanlagen an der realwirtschaftlichen Wachstumsentwicklung partizipiert. Man spricht gerne von »Blue Chips«, von »vielversprechenden Märkten« oder auch »attraktiven Zukunftstechnologien«. Auch davon, dass Spargelder für realwirtschaftlich orientierte Investitionen zur Verfügung stehen. Und so weiter. Das enorme Wachstum der Vermögen im Verhältnis zu den eher bescheidenen realwirtschaftlichen Wachstumsraten zeigt jedoch, dass sich Kapitalanlagen zum überwiegenden Teil im virtuell-spekulativen Raum vermehren.

Und hier liegt die Tragik des Bankensektors begründet. Denn je besser diese virtuell-spekulative Kapitalvermehrung gelingt, desto größer wird der Anstieg der Finanzvermögen. Damit steigt jedoch – Jahr für Jahr – der Druck auf die Finanzbranche, angemessen hohe Renditen für das wieder einmal kräftig gewachsene Anlagegeld generieren zu müssen. Folglich muss die Branche sich stets neue »Geschäftsmodelle« einfallen lassen und »Produktinnovationen« am laufenden Band kreieren.

Beginnen wir mit einigen Produkten. Da gibt es zum Beispiel ABCP.